



Jäger und Sammler

SONGWRITER Christoph Bürgin ist Musiker. Vor allem aber ist er Forscher. Ein Gespräch über Heimat, die Anfänge des Internets und Alberto Giacometti.

Interview: Mascha Hübscher und Marlon Rusch

Das dritte Album von Christoph Bürgin ist da. Die CDs sind gerade eingetroffen. Der Musiker empfängt gut gelaunt in seinem Haus mit wildem Garten in Neuhausen. Man tritt in die offene Küche, in den Regalen viele Koch- und Gartenbücher. Es ist ein Haus der Literatur und der Musik. Bürgin serviert Tee aus der asiatischen Zitrusfrucht Yuzu.

AZ Christoph Bürgin, Ihre neue CD mit- samt Buch heisst «Jäger und Sammler». Sie schreiben, Sie jagen und sammeln Geschichten. Wie tun Sie das?

Christoph Bürgin Es gibt ganz viele Jagdgründe. Bücher zum Beispiel, über die ich stolpere (Bürgin steht auf und holt ein Buch).

Was haben wir da?

Findling von Rea Brändle – die Geschichte von Johannes Seluner, der 1844 im Toggenburg

als Findelkind aufgegriffen wurde. Das ist ein krasses Schicksal, das könnte ein Song werden. Gerade hat mir der ehemalige Fotograf Max Baumann einen Text geschickt, den er über den «Begginger Schudel» geschrieben hat, einen Landstreicher mit einem Holzbein im 19. Jahrhundert. Den haben sie nach dem Tod der Mutter in die Besserungsanstalt Friedeck im Buch *gnechet*. Beim Holzbeigen kam ihm dort ein Bein drunter, aber einen Arzt hat er nicht gesehen. Schliesslich haben sie das Bein abnehmen müssen – ohne Narkose. *Er moecht en grumlige Siech gsi si, hät umeghändelet, umeglandstrücheret.*

Solche Geschichten liegen überall, aber nicht alle sammeln sie ein.

Wenn ich irgendwo eine Zeile höre, dann macht es manchmal Klick und ich weiss: Das ist gut, daraus könnte etwas werden. In meinem Computer habe ich eine Sammlung mit tausenden Notizen.

Sie haben ein Geschichten-Archiv?

Ja. Vieles schlummert dort einfach, Fragmente, die ich cool finde, aber nicht sofort verwenden kann. Das ist eben dieses Jagen und Sammeln. Ausserdem habe ich eine Schwäche für Mundartausdrücke. Das Wort *umeder* zum Beispiel, das sagt heute niemand mehr. Indem ich es in einen Song verpacke, will ich es konservieren.

Umeder – nie gehört.

Das bedeutet «früher» im tiefen Klettgau. *Nüt wird so bliibe wies umeder gsi isch.* Das ist einfach ein Sound! Ich bin viel in Irland unterwegs. Dort kann man jetzt Götti werden von einem gälischen Wort. Man verpflichtet sich, dieses Wort möglichst oft zu benutzen, damit es nicht ausstirbt. Tolle Idee!

Haben Sie ein Göttwort?

Nein, ich spreche ja kein Gälisch.

Sie könnten ein Wort lernen.

Und dann ein bisschen damit *umeflexe*?

Flexen – da sind wir eher wieder in der Gegenwart.

Ich habe zwei Söhne, 19 und 22. Was ich mir da soundmässig anhören muss, ist manchmal grenzwertig.

Sprache hat Sie offenbar schon früh fasziniert, Sie sind gelernter Buchhändler. Ja, auch mein Vater war Buchhändler, wir hatten das ganze Haus voller Bücher. Meine Eltern haben uns viel vorgelesen, Michael Ende, *Die Rote Zora* von Kurt Held. Das ist Literatur! Nicht im Hesse-Sinn, aber da passieren Abenteuer.

In Ihren Liedern erzählen Sie die Geschichten von anderen, nicht Ihre eigenen. Das ist nicht ganz richtig. Ich erzähle zum Beispiel die Geschichte der Bremer Stadtmusikanten, aber darin steckt auch meine Meinung. Ich habe die Geschichte gelesen und entdeckt, dass das vier Menschen sind, die *knüttlet* worden waren und nach Bremen zum grossen Auswandererhafen wollten. Das haben sie nur geschafft, weil sie zu viert waren, also durch Solidarität. Die Geschichte habe ich verbunden mit Auswanderergeschichten aus Irland, wo die Menschen das Land verlassen mussten, weil die Kartoffeln verfault waren und die Menschen verhungerten.

Die Moral spielt oft hinein in Ihre Songs. Das Stehlen etwa ist ein wiederkehrendes Motiv. Das Stehlen ist sehr interessant. Im Grimm-Märchen der Bremer Stadtmusikanten kommen die Tiere zu einem Räuberhaus, wo die Banditen massenhaft Zeug angehäuft haben und in Saus und Braus leben. Darf man denen nun etwas wegnehmen? Sowas lasse ich in meinen Songs gern offen.

«Ich bezeichne mich eher als Hochrheiner oder Unterseer denn als Schaffhauser.»

Sie arbeiten als Sachbearbeiter im Zeughaus. Das würde man nicht unbedingt erwarten.

Ich habe in meinem Leben viele Anstellungen gehabt. Vom Buchhändler zum Musiklehrer, Fährmann, Onlineshop-Betreiber bis zum Gemeindeschreiber. Die Anstellung beim Bevölkerungsschutz erwies sich als Glücksfall, durch das 80-Prozent-Pensum hatte ich viel mehr Zeit zum Schreiben und Musikmachen.

Und doch würden wir Sie nicht unbedingt im Zeughaus verorten.

Ich spüre schon, was Sie meinen: Ich bin eher links und eher kritisch, ich würde mich jederzeit auf diese Seite schlagen.

In einem Song singen Sie: «Es stinkt noch Fondue und noch Raclette, en Gruch noch Chuehstall und noch Gweerfätt.» Schwing da Verachtung für eine alte Schweiz mit? Sie müssen den Song genau hören. Es gibt da die allgemeine Meinung – und meine Meinung. Der Song ist dual aufgebaut.

Der Song heisst «Häimat». Die Heimat ist ein wichtiges Thema in Ihrem Werk, Sie waren aber auch immer viel unterwegs. Die Frage ist doch: Was ist Heimat? Ich bin in der Gegend hier sehr verwurzelt, wobei ich mich eher als Hochrheiner oder Unterseer bezeichne denn als Schaffhauser. Der Raum meiner Heimat hört nicht an der politischen Grenze auf.

Sie passieren oft Grenzen.

Mir wird es manchmal ein wenig zu eng hier. Deswegen habe ich mit meiner Schwester ein Haus in Irland gekauft, gleich am Meer. Bis Boston kommt da nichts mehr. Wir dachten oft, wenn wir pensioniert sind, könnten wir eigentlich nach Irland ziehen. Doch unser Nachbar dort ist elendiglich gestorben. Er hatte Krebs, keine Krankenversicherung. Und im Spital herrschen schlimmste Zustände, da will man nicht einmal einen gebrochenen Finger behandeln lassen. Die Schweiz ist diesbezüglich halt schon wahnsinnig sicher und angenehm.

Oft werden Menschen im Alter bürgerlich, trauen sich immer seltener raus, werden bitter. Sie sind der neugierige Bub geblieben, auch wenn Sie sich Gedanken machen über Krankenversicherungen. Wie schafft man die Gratwanderung?

Ich habe kein Rezept. Ich wurde erst nach vierzig Vater, bis dahin aber konnte ich unabhängig reisen, war lange in New York, konnte verschiedene Jobs ausprobieren. Und jetzt sind die Jungs flügge, und ich kann das reaktivieren. Ich mache Musik, schreibe Texte. Das setzt Energie frei, die ich fürs Leben brauchen kann.

Ist es eigentlich Zufall, dass Sie wieder in Schaffhausen gelandet sind?

Ich bin Schaffhauser Bürger, bin sogar in einer Zunft (lacht). In der Rebleutenzunft, meiner Meinung nach die beste Zunft. Es war kein Kartell, sondern eigentlich eine Gewerkschaft. Die Rebleute waren nicht Rebbesitzer, sondern Arbeiter in den Rebbbergen. Es gab mal einen Rebleutenaufstand, der ist gut dokumentiert.

Eine Búezerzunft?

Ja, wirklich, das war eine Gewerkschaft!

Sie bewegen sich immer ein wenig zwischen den Polen, zwischen den «Ständen». Sie sind nicht Historiker geworden, arbeiten aber auch nicht auf dem Bau. Das ist vielleicht die Gnade des Buchhandels.

Lösen Bücher Schranken auf?

Mit der Erfindung des Buchdrucks wurde ja das Wissen demokratisiert. Jetzt setzt die Digitalisierung noch einen drauf. Ich war ja Internetpionier ...

... ahja?

Ich hatte die erste Online-Buchhandlung der Schweiz, die dritte im deutschsprachigen Raum.

«Früher konnten wir Hey Jude laufen lassen und die Eltern waren an der Decke.»

Wann war das?

1996. Ich empfehle Ihnen dazu auf Netflix die kleine Serie *The Billion Dollar Code*. Das war mein Schock vergangene Woche. (Bürgin zeigt einen Videostill, darauf zu sehen ist er selbst in feinem Zwirn im Schweizer Fernsehen.) Das war in der wissenschaftlichen Buchhandlung Freihofer. Ich war dort Geschäftsführer, nachdem ich ein halbes Jahr beim Springer-Verlag in New York gearbeitet hatte. Dort hatte ich gesagt: Wir machen jetzt Internet. Vorderhand aber spitzten wir unsere Daten auf eine Disc und schickten sie per A-Post nach Bern, wo sie weiterverarbeitet wurden. Das war total primitiv, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Jetzt liegt hier neben uns eine Kiste mit CDs. Ihr neues Album. Eine CD ist doch erst recht ein Anachronismus: Nicht mehr zeitgemäss, aber auch noch nicht so richtig schön alt.

Da kommen wir in den kommerziellen Bereich. Klar, meine Söhne haben noch nie in ihrem Leben eine CD gekauft. Aber die Leute, die an meine Konzerte kommen, leben noch in der CD-Welt. Damit sie zur CD noch einen Mehrwert bekommen, habe ich das Buch dazu gemacht.

Sie verdienen mit der Musik aber kaum Geld, oder?

Nein. Wir haben in der Familie früh abgemacht, dass ich ein Musikkonto führe. Dort kommen meine Gagen und alle anderen Ein-



Christoph Bürgin spielte seine Lieder mit Mischa Hafen im Rahmen der «Bäizecheer»-Tour in der Tanne.

Fotos: Peter Pfister

nahmen aus CD-Verkäufen und so weiter drauf und darüber rechne ich meine Ausgaben für Instrumente und Produktionen ab. Der ganze Musikbereich belastet das Familienbudget nicht, das ist ein gesondertes Konto, mit dem ich aktuell auch ins Minus gehe.

Sie haben gesagt, Sie müssten sich manchmal «Grenzwertiges» anhören zu Hause. Was für Musik hören Ihre Söhne?

Der eine hört viel Goa und geht an Partys irgendwo im Wald oder in den Bergen. Die Musik selbst finde ich sehr technisch und eher kalt, aber dass solche Partys stattfinden, gefällt mir. Der andere Sohn hört viel deutschen Rap. Es freut mich, dass er auch auf die Texte hört und manchmal kommt und sagt, *da isch e huere gueti Line*. Manchmal sagt er auch zu mir: Da hast du eine gute Line gemacht (lacht). Aber wenn es nur noch um Obszönitäten geht, holt er mich nicht ab.

Es geht ja auch darum, dass Sie als Vater das nicht gut finden.

Klar, das ist mir schon bewusst. Als Jugendlicher konnte ich zuhause *Hey Jude* von den

Beatles laufen lassen und meine Eltern waren an der Decke, als es gegen Ende des Songs immer verreckter wurde. Damals konnte man mit wenig provozieren, heute müssen meine Söhne lange suchen, bis ich endlich mal sage, sie sollen das jetzt bitte abstellen.

«Meine Helden sind Miles Davis und Alberto Giacometti.»

Wie macht man denn einen guten Song?

(Überlegt lange) Ich habe gelernt, dass man einen Song planen muss. Dass man Perspektivenwechsel filmisch anlegen soll. Dann braucht es ein Thema und eine Konklusion. Ein Song sollte irgendwo hinführen. Andere haben ganze Bücher zu diesem Thema geschrieben. Es scheint wohl kein allgemeingültiges Rezept zu geben. Das wäre ja auch zu einfach!

Sie gehen an die Liedermacherschule Sago in Deutschland.

Ja, die hat Christoph Stählin gegründet, ein genialer Liederschreiber. Vor fünf Jahren ist er gestorben. Die Seminare werden von seinen Schülern mit seinem Konzept weitergeführt.

Was macht einen guten Song aus?

Dass gefiltert wird. Meine Helden sind Miles Davis und Alberto Giacometti. Die haben reduziert, reduziert, reduziert. Es gibt Leute, die sagen, bei Davis seien die Noten wichtig, die er nicht gespielt hat. Giacomettis marschierender Mann ist spindeldürr, aber man sieht genau, wie der läuft, die Dynamik, die Energie. Hätte Giacometti noch mehr rausgefiltert, wäre der Mann zusammengebrochen. Diese Methode – das Destillieren aufs Wesentliche – kann man auch auf das Songschreiben anwenden.

Das Album «Jäger und Sammler» kann unter christophbuergin.ch bestellt werden. Seine Tour «Bäizecheer» ist angelaufen. Infos auf der Website.